

Josefine Soppa: „Mirmar“

Mutter, Tochter, Prekariat

Von Shirin Sojitrawalla

17.05.2023

In ihrem Debütroman begleitet Josefine Soppa eine Tochter und ihre Mutter. Beide leben am sozialen Rand der Gesellschaft, was sich in Gelegenheitsjobs der Tochter und der Altersarmut der Mutter äußert. Es ist ein zarter Roman, der den Trost in der Trostlosigkeit verteidigt.

Das Wort „Mirmar“ fällt kein einziges Mal in diesem Roman gleichen Titels. Er klingt wie eine Zauberformel und wie die Kurzform von Miramar, Meerblick. Miramare heißt ein herrliches Schloss bei Triest, Wasserparks und Erlebnisbäder zum Schwimmen, Planschen und Saunen nennen sich auch gern so. All das würde der ausgiebig erschöpften Ich-Erzählerin auch gut tun. Sie, 32 Jahre alt, und ihre Mutter halten sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, arbeiten bis an die Grenzen der eigenen Belastbarkeit und darüber hinaus und bleiben trotzdem arm: working poor.

„Sie wusste, dass die Privatisierung der Privatisierung auch bedeutete, zu wissen, dass beispielsweise das eigene Versagen keine private Angelegenheit ist und sich trotzdem schuldig zu fühlen. Sie wusste um den Zusammenhang von Schuld und Schulden.“

Arm trotz Studium

Als die Mutter alt geworden ist, verschwindet sie auf einmal: ans Meer, ins Offene, apropos Meerblick. Ihre Tochter beginnt sie zu suchen, auf Abwegen und in ihren eigenen Erinnerungen. Immer abwechselnd berichtet der Roman in Ich-Form vom Leben der Tochter und in Sie-Form vom Leben ihrer Mutter, später weicht die strenge Einteilung auf, wer hier Mutter und wer Tochter ist, verschwimmt. Josefine Soppa erzählt in ihrem ersten Roman von prekären Existenzen. Die Tochter hat zwar mal studiert, die Mutter mal in einer Buchhandlung gearbeitet, doch Künstlerinnen sind in diesem Roman immer die anderen. Lebenskunst allerdings gehört zum Erbe der Mutter:

Feministischer Wunschraum

„Was ich von meiner Mutter gelernt habe: Dass das Bedrängende immer zusammen da ist mit dem Offenen. Dass das, was existenziell ist, zugleich ist mit dem, was gewöhnlich ist. Dass das Leben in die Fläche geht. Dass das Nahe gleichzeitig zum Fernen ist.“

Josefine Soppa

Mirmar

Aufbau Verlag

223 Seiten

22,00 Euro

Dass es möglich ist, in der Wohnung zu sein und niemanden zu haben und trotzdem ein sauberes Oberteil anzuziehen und die Arbeit zu tun. Was ich nicht von ihr gelernt habe: Es nicht zu tun.“

Wie unser Elternhaus uns prägt und unseren Lebensweg beeinflusst, deutet die Autorin hier an. Männer spielen in ihrem Roman so gut wie keine Rolle. Nicht zufällig ist wohl auf Seite 167 von einer gelben Tapete die Rede, was auf den feministischen Klassiker „Die gelbe Tapete“ von Charlotte Perkins Gilman verweisen könnte.

Die Mutter in Soppas Roman erlebt eine Art feministischen Wunschtraum, am Meer unter Gleichgesinnten, nur Frauen, die dort im Kollektiv ihr Lebensende gestalten. Doch wie alles in diesem Buch malt Soppa das nicht aus, strichelt höchstens ein paar feine Linien, setzt blasse Punkte, folgt den Bewegungen ihrer Protagonistinnen und erzählt ganz bewusst mehr in die Fläche als in die Tiefe. Das Nähe-Distanz-Verhältnis, das sie beschreibt, bleibt reizvoll verwaschen. Andeutungen, Auslassungen und Ahnungen verflüssigt Soppa zu einem geheimnisvollen Ganzen. Am Ende weiß man nicht, was genau sich eigentlich dort am Meer ereignet.

Ruhig fließende Erzählung

Dabei kratzt das Buch viele Themen an, von der Care-Arbeit über den Strukturwandel bis hin zum Klassismus. Mutterbücher von Édouard Louis, Marlen Hobrack oder Daniela Dröscher kommen einen in den Sinn. Wie diese, besinnt sich auch die Erzählerin in „Mirmar“ der eigenen Herkunft, dem Aufwachsen unter besonderen Bedingungen. Sie tut es auf filigran poetische Weise und schreibt in oftmals gewundenen Sätzen vom Innenleben der Tochter und den Bedingungen der Mutter. Es ist ein ruhiges, fließendes Erzählen, in dem die konsequent gesetzten Gendersternchen („Bürger*innensteig“!) wie Ufos landen.

„Ohne Ziel gehe ich durch die Stadt und finde Rückzug auf Zeit, wenn ich nicht mehr durch die Straßen gehen kann. Ich bin dann im Café, wo ich mir vorstelle, dass es Refill gibt, gibt es aber nicht. Ich bin den Kellner*innen egal, das Café ist groß genug, ich besetze nichts, ich kann trotzdem nicht zu lange bleiben.“

Mutterliebe als Stabilisator

In ihrer gebremsten Energie wirken die beiden Frauen wie Nachfahrrinnen von Bartleby, dem Schreiber und seiner Standardformel „Ich würde lieber nicht“. Soppa zitiert den Satz. Ihren Frauen allerdings bleibt nur die Devise „Besser als Nichts“. Ein trostloser Satz in einem Roman, der bei aller Bedrängnis und Aussichtslosigkeit doch Hoffnungsfunken versprüht. Das Mutter-Tochter-Gespann erscheint darin als Stabilisator. Frauensolidarität bildet das utopische Potenzial. Josefine Soppa hat einen gleichermaßen zarten wie kämpferischen Roman über das richtige Leben im falschen System geschrieben.